Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 69 (1960)
Heft: 7

Artikel: Kongo-Skizzen
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974583

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

getreten, in denen die Reisenden des ersten Viertels unseres Jahrhunderts Insekten, Schlangen und wilden Tieren ausgesetzt waren. Schon droht dem Kongoreisenden eher die Gefahr, einem Bekannten aus Zürich zu begegnen, als einem wilden Tier.

Verwandlung einer Welt — in fünfzig Jahren, vollbracht von einem kleinen Volk, das sich die handelspolitisch kluge Politik der offenen Tür zunutze zu machen wusste. Eine prosperierende Kolonie im Zeitalter eines demagogischen Antikolonialismus. *Eine gewaltige, eine bewundernswerte zivilisatorische Leistung.* Wie wird die Zukunft des Congo Belge aussehen? Oft wird man auf den Streifzügen durch den Kongo an den Ausspruch Laetitia Bonapartes gemahnt, die im Hinblick auf die Verwandlung, die ihr Sohn Napoleon in Europa zustande gebracht hatte, zu sagen pflegte: «Pourvu que cela dure.»

KONGO-SKIZZEN

Solche kleinen täglichen Begebenheiten wie die nachstehenden könnten wir zu Hunderten erzählen. Sie sind alle wahr und spielten sich in den letzten Jahren ab, als der Kongo noch der Belgische Kongo war.
Die Redaktion.

Diese kleinen träumenden Kinderköpfe, die Augen zum Himmel erhoben . . .

Gewiegt, geschaukelt, geschüttelt, zusammengedrückt, auf den Rücken der Mutter gebunden, verschlingen diese kleinen Kinder, von denen nur der Kopf sichtbar bleibt, mit ihren grossen, weitgeöffneten Augen ein ganzes Stück des Himmels. Sie sind eigenartig, diese Kinderköpfchen, verrunzelt wie das Antlitz eines Philosophen, zurückgeworfen, weil ein bunt verbrämtes Stück Tuch, das den kleinen Körper festhält, eine Schaukel bildet und die nackten Beinchen bei jedem Schritt der Mutter nach vorne wirft. Kleine Füsse, die Zehen wie fünf winzige schwarze Perlen.

Es gibt Kinderköpfe, die nicht grösser sind als eine Faust, solche, die fast nackt sind und nur ganz oben auf dem Schädelchen einige verlorene Locken aus roher schwarzer Wolle tragen, solche, die in sonderbarer Weise rasiert sind, wobei da und dort ein Büschelchen Haar, hübsch viereckig oder im Rund geschnitten oder gar zu einem winzigen Zopf geflochten, stehen blieb, ein Wunderwerk an Geduld und munterer Laune. Andere wieder stekken in einem zu grossen Häubchen mit einem in Röhrenfalten gelegten Rand wie sie unsere Grossmütter zu tragen pflegten, andere sind beschattet vom riesigen Strohhut der Mutter, der ihr ein fremdartiges mexikanisches Aussehen verleiht und dem Kinde so viel Schatten spendet, dass sein Köpfchen darin verschwindet wie unter einem Sonnenschirm, oder es trägt ein Mützchen aus grüner oder roter Wolle, von dem eine Quaste an langer Kordel mit dem Schritt der Mutter lustig auf und nieder schwingt.

Man möchte wissen, was diese kleinen schwarzen Kinderköpfe denken, die sich von rechts nach links und von links nach rechts wiegen lassen mit der Regelmässigkeit einer Schaukel oder dem Pendel einer Wanduhr. Vielleicht an die Gefahren, denen sie ausgesetzt sind — den Krug, den Korb voll Maniok, den getrockneten Fisch oder die Flasche Palmöl, das alles auf dem Kopfe der Mutter im Gleichgewicht gehalten wird und hinunterfallen könnte. Vielleicht denken sie aber nicht an Gefahr, vielleicht denken sie an die Sonne, an das Leben, an die hohen Bäume. Oder vielleicht ... an nichts oder nur an die Lust, geschaukelt zu werden, die Nase in der Luft, langsam geschaukelt durch diese riesige Welt, in die sie, kleine lebendige Pakete, erst vor kurzem eingetreten sind.

Wunder am Ende der Strasse

Während Stunden schob sich der Wagen — ein starkes, hoch auf den Rädern gebautes Modell — durch den schmalen Tunnel des Pfades im Gewirr von Strauchwerk, Bäumen und Lianen. Wir hatten immer wieder anhalten, die verschobenen Planken kleiner Brücken zurechtrücken, den Pfad von den gierigen Armen der wuchernden Vegetation befreien müssen, wir, winzige Nichts im riesigen Urwald, gerüttelt und gestossen, der Gnade einiger Pferdestärken eines Motors ausgeliefert, dessen geringstes Husten und Pusten uns den Atem anhalten oder uns entsetzt ausrufen liess: Da haben wirs! Mitten im Wald! Doch der Wagen fuhr immer wieder an, fuhr weiter, hustend, pustend, sich durch die Pflanzenwände schiebend, aber unablässig vorwärtskommend, um dann endlich triumphierend aus dem Blättertunnel zu tauchen und fröhlich, auf schmaler Piste, einige Kilometer über eine magere Grasebene zu rattern, die mitten in einem Dorfe zu Ende ging: vor einigen Hütten, sauber und freundlich um einen Platz geordnet. Wo Häuser sind, müssen auch Menschen leben. Und da waren sie schon, umringten uns, brachten uns Eier und Zitronen, sprachen auf uns ein, lachten und hiessen uns, die Unerwarteten, willkommen. Plötzlich stürzte uns aus einer nahen strohgedeckten Hütte ein ganzes Bataillon von hellklingenden «Ba-Be-Bi-Bo-Bu» entgegen. Jubelnde Trompetenstösse! Mitten in der Brousse eine Schule? Ja, die Hütte stand da, allen Winden preisgegeben, eine runde Hütte, in der zwanzig kleine Schwarze im Chor und mit hellschmetternder Stimme jene Laute wiederholten, die wir alle in unserer Kindheit ebenfalls gelernt hatten. Die Silben waren riesengross mit Kreide auf die Wandtafel geschrieben, ein Eingeborener, in tadelloses Weiss gekleidet, korrekt und gut aussehend, stand daneben und liess lächelnd einen Bambusstab von Silbe zu Silbe hüpfen: Ba-Be-Bi-Bo-Bu. «Ich bin der Lehrer», sagte er. Er war kürzlich von einer entfernten Missionsstation mit einer Grammatik, einem Buch über belgische Geschichte und einigen Kenntnissen über einfaches Rechnen heimgekehrt. Man bezahlte ihn nicht. Die Einwohner schenkten ihm Maniok, Eier, ein Huhn, seinen Teil an der Jagdbeute. Ihm genügte das. Die einfachen Menschen, zu denen er heimgekehrt war, konnten weder lesen, noch schreiben, noch rechnen. Sie suchten auch nicht, es zu lernen. Aber, ohne eigentlich zu wissen warum, schickten sie dem Lehrer ihre Kinder, diese Kinder, auf die sie sehr stolz waren und denen sie ein glückliches Leben wünschten.

Man trägt das Gesicht nicht weg

Vor ihrer Hütte kauernd, Hände und Gesicht von Maniok überpudert, hob sie die grossen erstaunten Augen zu ihm empor. Nachdem er, drei Schritte zurücktretend, den künstlerischen Wert des gesamten Bildes, das die Frau, die Hütte, eine hohe Palme, das abgetönte Spiel von Schatten und Licht umfasste, abgewogen hatte, beschloss er, hier seine Staffelei aufzustellen; darauf entfernte er sich, um den Chef des Dorfes zu finden. Diesem Mann mit dem aufgeblasenen Gesicht, den blutdurchschossenen gelben Augen, gekleidet in ein buntes Tuch und einen Kittel in europäischem Schnitt, erklärte er sein Vorhaben.

Das Wecken des Verständnisses dieses schwarzen Chefs verhielt sich im Verhältnis zu der Zahl der Zigaretten, die man willig war, ihm zu überreichen. Es bedurfte deren zehn, um sein Interesse zu wecken. Nach der fünfzehnten Zigarette liess er den Ehemann der in Frage stehenden Frau rufen. Dieser besass mehr Intelligenz als der Chef, rauchte aber auch mehr. Dennoch bedurfte es noch der Verstärkung von drei der Angesehensten des Dorfes, bis der Weisse von allen die Erlaubnis erhalten hatte, die junge Eingeborene und das dazugehörende Dekor zu malen.

Die Frau, die sich, von Panik ergriffen, in die hinterste Ecke der Hütte verkrochen hatte, wurde herausgezerrt. Das ganze Dorf schrie und gackerte ihr die materiellen Vorteile des Angebots dieses «mondele», dieses Weissen, in die Ohren. Endlich, nach langem Reden und der Fata Morgana einiger «djigidas» vor den Augen — einiger Gürtel aus bunten Glasperlen —, liess sie sich herbei, sich in der gewünschten Pose hinzusetzen und sich malen zu lassen, ab und zu geschüttelt von einem albernen Kichern. Ueber die aufgespannte Leinwand begannen Stifte, Reisskohle und Pinsel, jedes zu seiner Zeit, hin und her zu eilen. Das ganze Dorf nahm am Ereignis teil.

Keiner indessen betrachtete die Malerei, alle verfolgten sie aufmerksam jede Bewegung der Künstlerhand. Als seine Pinselstriche schneller wurden, stieg auch die Begeisterung der Zuschauer. Die Eingeborenen schätzten das Spiel der Finger viel höher als die Schönheit des Werks, das diese Finger schufen.

Dann kam der Augenblick des letzten Pinselstrichs. Der Maler bezahlte nun auch die Frau und machte sich daran, die Leinwand sorgfältig zu verpacken. Da riss ihm der Ehemann seines Modells das Bild aus der Hand, barg es auf dem Rücken und weigerte sich, es wieder herzugeben. Welch ein Fuchteln und Schreien, welch ein Getöse! Wütend versuchte der Maler, wieder in seinen Besitz zu gelangen, aber er stiess sich wund an der Mauer einer unversöhnlichen Halsstarrigkeit, die vor allem vom Chef ausging, der von Minute zu Minute aufgeblasener, stumpfsinniger, unzugänglicher wurde. Endlich, nachdem alle auf einmal geschrien und gefuchtelt und nun ausgeschrien, die Hunde sich sattgebellt und die Kinder bis zum Wohlbehagen gekreischt hatten, begann man, sich zu verstehen.

Der Ehemann wünschte nicht, dass man das Gesicht seiner Frau wegtrug.

Nachdem der verblüffte Maler betont hatte, er habe für das Bild bezahlt und hege nicht die geringste schlimme Absicht mit dieser unbelebten Wiedergabe des Gesichts seiner Frau, erklärte der Mann, der Maler habe für das Vergnügen bezahlt, das ihm das Spiel mit Werkzeug und Hand bereitet habe, dann aber auch für das wohlgefällige Betrachten seiner Frau, jedoch nicht für das Wegtragen eines Teiles seiner Ehehälfte.

Der Chef begleitete diese Rede mit würdigem Nicken des Kopfes; auch die drei Angesehenen nickten einer nach dem andern: Der Ehemann hatte recht. Es ging nicht an, das Gesicht einer Frau einfach wegzutragen. So etwas war unmöglich, gänzlich unstatthaft. Auch das Geschenk eines riesigen Lastwagens voll Tabak hätte diese Mauer der Endgültigkeit nicht einzustürzen vermocht. Der Maler konnte nichts anderes tun als ohne Bild wegzufahren, einen völlig verstörten Ehemann zurücklassend, in dem plötzlich der unheimliche Gedanke aufgetaucht war, dass seine Frau nunmehr zwei Gesichter, zwei Köpfe besass.

Wer den Armen gibt

«Ich habe Hunger, Madame», hatte der kleine Schwarze gesagt. Und die Frau war sofort stehen geblieben. Sie ist noch jung, ihr Tropenhelm noch ganz neu und ihr Kleid mit den kleinen Blüten sehr hübsch. Sie möchte mit dem Jungen sprechen, der ihr die Hand entgegenstreckt, aber sie zögert, da sie nichts von seiner Sprache versteht, ärgert sich ein wenig, weil sie sich linkisch und ein wenig lächerlich fühlt vor diesem Kind, das resolut vor ihr stehen bleibt und grosse Augen und eine nasse Nase gegen sie aufhebt: «J'ai faim, Madame.»

Die junge Frau, bis zum Ueberlaufen mit Erziehungstheorien angefüllt, sieht sich nun an einer Strassenbiegung plötzlich einem sozialen Problem gegenüber. Einem sehr bestimmten Problem. Einem Problem, das spricht, seinen Hunger beteuert und klipp und klar zwei Franken verlangt. Würde ein Kupferstück — die Theorie sah diese einfache Lösung nicht vor — würde ein einfaches Kupferstück diese dornenvolle Frage eines ausgehungerten Magens lösen? Ihr Blick taucht in die grossen Augen. Besser wäre, in die nächste Bäckerei einzutreten, dem Kleinen gutes Brot zu kaufen, ihm überdies einige Büchsen Kondensmilch in die Arme zu legen und vielleicht noch ein ansehnliches Paket «Chikwange» (Maniok) beizufügen. Doch wie das alles dem Kleinen zur Kenntnis bringen? Sie versucht es. Erst legt sie die Hand auf den Leib des Jungen, reisst dann den Mund auf und macht die Gebärde des Essens, zeigt mit den Armen den Umfang der Pakete, die sie ihm kaufen will. Aber der Junge ist nicht überzeugt und schreit ihr «m'gnam — m'gnam» in die Ohren, worauf er wieder sehr entschieden zwei Franken verlangt. «J'ai faim, Madame» und «deux francs» sind übrigens die einzigen französischen Laute, die er sprechen kann. Entmutigt und weil ihr Mann auf sie wartet und sie vorher noch einige Einkäufe zu besorgen hat, zieht die junge Frau ihren Geldbeutel aus der Tasche, dem sie das gewünschte Geldstück entnimmt und diesem, in Gedanken an das grosse Paket, noch ein zweites gleiches beifügt.

Ohne erst zu danken pfeilt der schwarze Junge in den nächsten Laden und kommt strahlend wieder heraus ... mit zehn kleinen Packungen Kaugummi!

Die «neue Madame»

Seit einigen Tagen erwarteten sie dieses Lastauto und dennoch ... als das Brummen des Motors vernehmbar war, erst leise noch, auf der Strasse, die den Wald in zwei Hälften schneidet, haben sie sich zuerst nicht aus den Hütten bewegt. Aus den fünfzehn Hütten, die das Dorf ausmachen, das bequem auf einem sanften Hügel ruht, an dessen einen Hang das Haus des Weissen lehnt, für den sie arbeiten. Nachdem der Lastwagen angekommen war, haben sie Monsieur gesehen in seinen weissen Shorts, mit dem langen blonden Haar, mit dem bunten Seidentuch um den Hals, wie er mit Hilfe der schwarzen Diener eine ... zwei ... drei ... acht riesige Koffer auslud. Ja, acht! Sie haben sie an den Fingern abgezählt und Tschiamala, der die Missionsschule besuchte, hatte die Zahl bestätigt, was sie ausserordentlich beeindruckte. Denn immerhin bedeuten acht riesige Koffer eine ansehnliche Mitgift. Das war etwas anderes als ein Messer, drei Enten, ein Sack Maniok und drei Grammophonplatten, wie Tschiamala sie als Mitgift erhalten hatte, eine davon noch zerbrochen, um zu beweisen, dass kein übler Geist sich darin verborgen hielt.

Und all das kam überdies aus weiter Ferne und die «neue Madame» direkt aus dem Himmel. Dies ist jedem im Dorfe bewusst; denn Monsieur hat es seinem Koch Loyobè erzählt, nachdem er — es ist

schon einige Zeit her — einen Briefumschlag von weissem Papier mit einem kleinen gezahnten Bild in der obern rechten Ecke, das sie Briefmarke nennen, erhalten hatte. Uebrigens gesellt sich soeben Loyobè zu ihnen. Man umringt ihn. Er sagt, dass die «nouvelle Madame» — was eigentlich nur eine Redensart ist, da es keine frühere gegeben hat — sehr hübsch sei, dass sie beim Sprechen singe und dass sie am Finger denselben neuen Goldreifen trage wie Monsieur. Daraus schliesst Tschiamala, der immer alles weiss, dass die «nouvelle Madame» die Frau von Monsieur sein müsse und dass es schicklich wäre, hinzugehen, um sie willkommen zu heissen.

Nun steigt das ganze Dorf singend den Hügel hinunter, die Frauen voran, weil sie die Geschenke — Eier und Früchte — tragen. Die Kinder springen und hüpfen mit einer ganzen Meute von Hunden hinterher, und selbst die Enten folgen dem Auszug und wirbeln mit den schlagenden Flügeln den Staub zu Wolken auf.

Madame empfängt sie an der Schwelle ihres neuen Heims; sie ist noch sehr jung. Monsieur lacht in einem fort und fast ohne Grund. Tschiamala versichert, dass man sich immer so gebärdet, wenn man ein grosses Glück erfahren hat.

Und Gott sandte ihr die Mutter . . .

Die Glocke — eine grosse Glocke mit zu ernstem Ton für die täglichen Aufforderungen zu Gebet und Frieden — hatte soeben die vierte Stunde des Nachmittags geläutet in der Mission, die mitten in einem Gewirr von Bougainvilleen, Orangenbäumen, Eukalyptus, Bananen und Kambas lag. Alles schien zu seufzen: «Ach, käme doch bald die Frische des Abends!», um nachher wieder in die Lethargie des brütendheissen Tags zu versinken. Plötzlich ertönte Motorenlärm, erst leise, dann lauter und lauter, und mit Eleganz und kreischenden Bremsen hielt bald darauf vor dem Portal ein grosser Lastwagen voll Mandarinen, Zitronen und Maniok. Ihm entströmte ein Parfumgemisch von Früchten und ranzigem Oel durchsetzt mit Staub. Die Wagentür öffnete sich; ein Schwarzer stieg träge hinaus und vergass, einer kleinen Greisin mit weissem Haar aus dem Fahrzeug zu helfen. Sie tastete mit dem Fuss hilflos nach dem Trittbrett und wäre wohl gefallen, wenn eine kleine Ordensschwester, die herbeigeeilt war, sie nicht mit dem Aufschrei «Maman! Maman!» aufgefangen hätte.

Der Chauffeur blieb mit offenem Munde stehen; denn bis dahin hatte er nicht gewusst, dass die Ordensschwestern auch eine Mutter haben und sogar Tränen der Freude vergiessen können. Sofort waren

Mutter und Tochter umringt. Alle standen sie unter dem Einfluss dieses grossen Erlebnisses, betrachteten das Gepäck der alten Frau, das sie weit übers Meer begleitet hatte.

Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Mission, sie drang in die Missionsschule, sie drang in die Küche, in jeden Raum, ja bis in die hinterste Hütte des nahen Dorfes: «Die Mutter unserer Schwester Marie-des-Anges ist ganz allein von Belgien hergereist. Die Arme! Sie ist achtzig Jahre alt!» Man sagte, «die Arme», ohne zu denken. Denn die Greisin spürte gerade jetzt weder ihr Alter, noch ihre vielen Runzeln, noch ihre Beschwerden, sie fühlte sich reich und voller Lieder, sie war glücklich, endlich angekommen zu sein, endlich die Reise und das ganze Abenteuer beendet zu haben.

Sie hatte sechzehn lange bange Jahre auf die Rückkehr der Tochter, die irgendwo weit im Herzen Afrikas die kranken Kongolesen pflegte, gewartet, und, als diese die Heimkehr immer wieder aufschob, weil sie hier unentbehrlich war, hatte sie sich plötzlich zu dieser beschwerlichen Reise entschlossen, um ihre Tochter noch einmal ans Herz drücken zu können. Sie war abgereist in ihrem besten schwarzen Kleid mit dem hübschen Kragen aus Brüsseler Spitzen. «Wir werden sie pflegen und verwöhnen, als wäre sie unsere eigene Mutter», ereiferte sich die Oberin mit vor Freude glänzenden Augen.

An diesem Abend, in der kleinen Kapelle, dankten alle Schwestern Gott, dass er Schwester Marie-des-Anges gestattet hatte, ihre Mutter in die Arme zu schliessen.

Ein merkwürdiger Vergleich

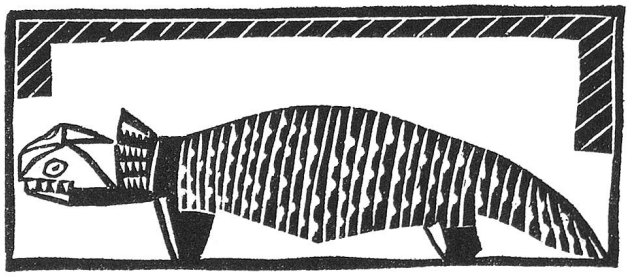
Es war an einer «cocktail-party» oder — wenn Sie das vorziehen — an einer Modeschau. Die Mannequins hatten alle schon die Kleider zum neunten Male gewechselt, als mir der mich bedienende schwarze Diener anerkennend ins Ohr flüsterte: «Das ist eine hübsche ‚Matanga', Madame.»

Matanga? Dieser Vergleich war unerwartet, sogar erheiternd. In der Tat: jedermann weiss, dass im Leben der Eingeborenen Matanga eine der Trauerzeremonien bedeutet, und niemand hatte mir bis dahin angedeutet, dass das Wort auch anderes besagen könnte. Was hatte diesen Eingeborenen zu diesem merkwürdigen Vergleich bewogen? Eine Modeschau — eine Trauerzeremonie?

Es bedurfte einiger Zeit, bis ich das Rätsel zu lösen vermochte.

Es ist im Kongo allgemein bekannt, dass der Kongolese seine alten Gebräuche in merkwürdiger Weise kommerzialisiert hat. So muss sich die Witwe anlässlich der Trauerfeier um ihren Gatten in elegantem Gewand und behütet von zwei links und rechts neben ihr stehenden jungen Männern vor den Toten hinstellen, eine Schale vor den Füssen; sie darf sich erst dann setzen, nachdem sich die Schale mit Banknoten, die die an der Leiche Vorbeiziehenden hineinlegen, gefüllt hat. Wenn sie der Meinung ist, dass eine Schale voll Geld dem Ansehen ihres Mannes nicht entspricht, erhebt sie sich nach kurzem Sitzen, leert die Schale in einen Beutel, verschwindet damit und kehrt nach wenigen Augenblicken in einem neuen ebenso eleganten Kleid und mit der leeren Schale zurück. Keiner weiss, wie hoch sie das Ansehen ihres Mannes und die Gebefreudigkeit seiner Freunde einschätzt, wie oft sie also verschwinden und wieder ein neues Kleid anziehen wird, und alle warten gespannt. Ihr Erscheinen wird jeweils mit Klatschen, fröhlichen Ausrufen und Tänzen begrüsst.

Bei einer besonders luxuriösen Trauerfeier wechselt die Witwe das Kleid bis zu achtmal. An der Modeschau indessen hatten fünf Frauen das Kleid 27mal gewechselt. Man denke: fünf Witwen und jede 27 Kleider! Welch eine schöne und reiche Matanga!



Nacheinander, mit rascher Bewegung, glitt der Finger dreimal in einen jener numerierten Fingerhüte der Telephonscheibe. Rotation. Im Hörer das Läutwerk.

Einige Zeit. Eine lange Zeit. Genügend Pause, um sich vorstellen zu können, dass auf der andern Seite des Drahtes alles in Schlummer versunken war, dann plötzlich ein Klick, eine rauhe Stimme.

Hallo!

Hallo, Monsieur Cuberdon?

Ja.

Erstaunen. Das ist doch nicht die Stimme unseres guten Monsieur Cuberdon, es sei denn, er wäre schlecht erwacht.

Hallo, ist es wirklich Monsieur Cuberdon, der am Apparat spricht?

Ja, es ist nicht Monsieur Cuberdon.

Ah, hier haben wir sie, diese typische Eigenart des Kongolesen, einer Bejahung sofort eine Verneinung folgen zu lassen.

Dann ist also Monsieur Cuberdon nicht da?

Ja.

Ist er nicht da?

Nein. Er ist da.

Der Schweiss perlt einem an den Schläfen, aber da die Geduld der Schlüssel zum guten Einvernehmen ist, zwingt man sich zur Sanftmut.

Gut. Dann verbinde mich mit Monsieur Cuberdon.

Du willst, dass ich dich mit Monsieur Cuberdon verbinde?

Ja, so ist es.

Nun wird er es wohl verstanden haben, und man darf bald die Früchte der Sanftmut ernten. Doch nein, noch nicht. Denn die Stimme fragt nun zurück:

«Wer ist dort?»

«Wie! Das ist doch für dich nicht wichtig, mein Freund, ich wünsche Monsieur Cuberdon am Apparat. Hörst du mich? CU - BER - DON . . . C . . . U . . . B . . . E . . . R . . . D . . . O . . . N.

Ja, er ist da.

Ah, zum Kuckuck, das hast du mir schon gesagt. Verbinde mich mit ihm.

Dass ich dich mit ihm verbinde?

(Ooooooooh) *JA!*

Monsieur Cuberdon? . . .

Ooooooooouuuuuuuiiiiiii! (Ja!)

Hier, Missié (Monsieur), ich verbinde dich.

Eine Reihe von Klick, Klick, von Lispeln, von charakteristischen Summgeräuschen und endlich die liebe, die gute, die sympathische Stimme des Herrn Cuberdon, der, wie ein Radiosender, in regelmässigen Abständen sein Hallo aussendet.

Hallo, Cuberdon?

Ja, selbst . . .

Also . . .

Ein Klick: Ich gebe dir jetzt Monsieur Cuberdon.

Ach, da ist er wieder, dieser Kerl von einem Telephonisten. Geduld! Sanftmut!

Ja danke, ziehe dich jetzt zurück.

Aber jetzt befindet er sich in richtiger Fahrt. Sehr beflissen:

Ich gebe dir jetzt Monsieur Cuberdon.

Ja, ich hatte ihn schon, ziehe dich jetzt von der Verbindung zurück!

Ja, ich ziehe mich jetzt zurück.

Ja.

Wohin?

Nun ist es aus mit der Geduld. Man brüllt. Cuberdon, befreie mich von diesem Menschen, lass mich endlich mit dir sprechen.

Darauf die Stimme des Schwarzen, etwas beleidigt:

Aber ich höre nicht zu, Missié, sicher nicht, ich verstehe ja gar nicht Französisch.